

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die unerwartet eingelebte Manuskript-Übernahme der Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Verl.-Redaktion: Wilhelm Reichenow in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Möller in Berlin.

„Reichsvereitelung.“

In unserem innerpolitischen Himmel treten allerhand Geister auf, die selbst einem naiven Beobachter auffallen und ihm mancherlei zu denken geben müssen. Das der Jubel über die Befreiung von der Schwach der deutschen Kleinhafterei, die ein großes Volk dem Geiste der gesunden Welt preisgab, nicht ewig dauern würde, war vorauszusehen. Derartig hochgemute Stimmungen, wie sie damals vor vier Jahrzehnten das gesamte deutsche Volk durchzogen, sind naturgemäß vorübergehend. Begeisterung ist eben, wie es der Dichter treffend ausdrückt, keine Beringsware, die man empfindet für viele Jahre. Man gewöhnte sich allmählich an den schwer genug erzwungenen Befehl, man freute sich, daß Österreich, das das junge Reich in der Welt genoss, und mit innerster Genugtuung begriffte man die Befreiung der ehemaligen Schranken, durch die sich die verschiedenen großen, mittleren, kleinen und feinsten deutschen Vaterländer gegeneinander abspalten, sowie die Vereinheitlichung der Rechtsverhältnisse, der Wirtschaft- und Verwaltungsformen.

Die ganze Reichsregierung der ersten, unmittelbaren Jahre nach dem Eintritte in den folgenden Jahrzehnte hatte vornehmlich als Ziel, das Zugehörigkeitsgefühl jedes einzelnen Deutschen zu einem großen, einheitlich geleiteten Volksganzen zu stärken, ebenso den ausgesprochenen Sondergeist der einzelnen Stämme und Staatsgebilde dem Reichsgebanen mehr und mehr unterzuordnen. Das nächste Ziel sollte die staatliche Eingliederung fördern, im vollsten Umfang, jedoch mit der geistlichen Ausgestaltung im Reich. „Sunt unbra alium turam prolege nos.“ Unter dem Schutze deiner Fittiche beschütze uns.“ So heißt der Spruch, der unter dem Reichsadler an der Decke eines prächtigen Saales im Reichsausschuß zu lesen ist. Aber vor unter den Hunderten, die dort aus- und eingehend, arbeiteten noch?

Nicht bloß eine überflüssige Mehr gegen andere Feinde sollte das Reich sein. Auch dem inneren Widerstand gegen die wahre menschliche Entwicklung sollte das Reich die Stirn zu bieten vermögen. Damals war die Reichsregierung vor allem bestrebt, dem seit vielen Jahrhunderten aufgewachsenen Schutt wesiger, um freie Bahn für die neuen Aufschwünge eines heranwachsenden Reiches zu gewinnen. Aus dieser Fülle sollte das Reich der Engländer, die ein geläufiges Wort des alten Kavaliers lautete, kein Rottgänger sein. Allerdings war dies Wort ursprünglich nur im reichsfinanzpolitischen Sinne geprägt; indessen liegt doch seine Verallgemeinerung sehr nahe. Wohin sind diese Zeiten gekommen? Was ist aus jenen Zielen, aus jenen Wünschen geworden?

Weit entfernt, die freiherrliche Entwicklung zu fördern, drängt fast jeder reichsgerichtliche Entwurf eine neue Einschränkung der natürlichen Rechte, auf die der moderne Mensch nun einmal trotz aller entgegengelegten ministeriellen oder sonstigen behördlichen Kundgebungen einen unüberwindlichen Anspruch hat. Man muß vor jeder Gesetzesvorlage der verbundenen Regierungen förmlich

jitzten als vor einem neuen drohenden Eingriff in das moderne Rechtsbewußtsein. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen in der Bevölkerung sich leichtlich Widerstand in der Partikularismus, das heißt der Gegenüberstellung zum Reichsgedanken, wieder stärker Wurzeln schlägt? Derfolgt man den geschichtlichen Verlauf dieser Stimmungs-umwandlung, dann wird es sehr bald klar, daß ihre wahre Ursache der spezifisch-preussische Partikularismus ist, den schon der eierne Kaiser für den gefährlichsten Feind hielt und deshalb mit bitteren Worten gelegentlich bekämpfte. Seit er so wenig in die Hände schiefen konnte, ist der Stimmungswechsel gegen das Reich, das heißt gegen die Vereinheitlichung der Verwaltung, sehr vornehmlich geblieben. Er ist noch vor wenigen Jahren zu möglich gehalten, daß ein kleiner deutscher Staat gegen die Reichsregierung in der Definitivität mobil macht und hierzu Bundesgenossen anzuwerben sucht, um die Reichsregierung lahmzulegen? anzuwerfen sucht, um die Reichsregierung in der Definitivität des Vorgehens zu zeigen? Robur in der Definitivität des Vorgehens der Reichsregierung in allen außerpreussischen Regierungskreisen sehr weit gekommen sein, wenn sich ein kleiner deutscher Partikularismus zu solch einem Schritte entschließen konnte. Man empfindet eben überall in Deutschland einen von Tag zu Tag zunehmenden Widerwillen gegen den preussischen Reich, in dem das mündige deutsche Volk gefestigt werden soll. Statt wie früher über die Genugtuung zu empfinden, gerät man jetzt vielmehr, seitdem das reaktionäre Preußen auf die Reichs-regierung seinen furchtbaren Druck ausübt, in einen nicht gerade gelinden Schreden, sobald der Nöckerding mit seinem gegenpreussischen Wimpel herangeht. Es nimmt sich ja auf den ersten Blick wie ein bitterböses Paradoxon aus, daß die Entwicklung im Deutschen Reich keine schlimmeren Feind hat als das reaktionäre Preußen.

Von solch einer „Verprechtung“ Deutschlands will man nirgendwo im Reich etwas wissen. Für die Wohlthaten der spezifisch-preussischen Verwaltungsbureaucratie und sonstiger spezifisch-preussischer Staatsgenusslichkeiten ist man außerhalb der schwarz-weißen Grenzlinie nicht im aller-mindesten empfänglich. Im Gegenteil. Man bedankt sich vielmehr, seitdem das reaktionäre Preußen auf die Reichs-regierung seinen furchtbaren Druck ausübt, in einen nicht gerade gelinden Schreden, sobald der Nöckerding mit seinem gegenpreussischen Wimpel herangeht. Es nimmt sich ja auf den ersten Blick wie ein bitterböses Paradoxon aus, daß die Entwicklung im Deutschen Reich keine schlimmeren Feind hat als das reaktionäre Preußen.

Im höchsten Maße betrachtet genommen, kann man das reaktionäre Preußen entgegengelegten Behauptungen nicht anders als geradezu für reichsfeindlich bezeichnen. Der alte

Satz, daß Deutschland doch nur im liberalen Sinne regiert werden kann, das heißt, daß es nur in liberalen Sinne sich wirklich zu entwickeln vermag, bleibt immer noch unerschütterlich gültig. Und an der Wucht dieser geschichtlichen Wahrheit werden schließlich doch unsere reaktionären Denzähler zer-schellen.

Ein angeblicher Brief des Deutschen Kaisers.

Die „Times“ ist bekanntlich gerade keine freundschaftlichen Gefühle für Deutschland hegt und sich außerdem in letzterem Hinsicht befindet, hat eine „Sensation“ angeheißt, die sich England auf das abhebbende Stützpunkt setzen soll. Unter Londoner P-Korrespondent telegraphisch aus:

London, 6. März. (Private Telegramm.) Die „Times“ veröffentlicht heute an hervorragender Stelle unter der Signatur „Unter welchem Anonym“ folgende Zuschrift: „Ich halte es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit zu lenken. Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß Seine Majestät der Deutsche Kaiser einen Brief an Lord Spencer, den den ersten Lord der Admiralsität über Angelegenheiten des Reiches und des Reiches in London politisch gerichtet hat, und es wird berichtet, daß dieser Brief sich in einem Brief befindet, den für meinen Hottentot verantwortlichen Minister in dem Reichs-Interesse zu beeinflussen. Der Brief ist zweifellos authentisch, und eine Antwort ist erfolgt. Unter diesen Umständen, und da die Angelegenheit infolge der Angabe der Personen, denen der Brief höchst wichtiger und unglücklicherweise bekannt geworden, ein offenes Geheimnis ist, erlaube ich mir, darauf zu dringen, daß die Angelegenheit mit der Antwort un-verzüglich dem Parlament vorgelegt werde. Ihr militärischer Korrespondent.“

Die „Times“ widmet dem Briefe dann noch einen Leitartikel. Sie schreibt darin unter anderem: „Der Kaiser führt den Charakter eines Admirals der englischen Flotte. Wenn ein solcher Titel jedoch einem fremden Botenboten das Recht durch einen geheimen Appell an den Chef des Departements, von dem die Sicherheit des Landes abhängt, einzufließen, so kann man nur sagen, daß die Absicht ein solches diplomatisches Kompiement eine dringende Notwendigkeit ist.“ Der Leitartikel schreibt offenbar die Unwahrscheinlichkeit, wenn er den Brief des Kaisers als geheim bezeichnet, daß der militärische Charakter der Angelegenheit, die sich in einem Brief befindet, den für meinen Hottentot verantwortlichen Minister in dem Reichs-Interesse zu beeinflussen. Der Brief ist zweifellos authentisch, und eine Antwort ist erfolgt. Unter diesen Umständen, und da die Angelegenheit infolge der Angabe der Personen, denen der Brief höchst wichtiger und unglücklicherweise bekannt geworden, ein offenes Geheimnis ist, erlaube ich mir, darauf zu dringen, daß die Angelegenheit mit der Antwort un-verzüglich dem Parlament vorgelegt werde. Ihr militärischer Korrespondent.“

Zunächst muß man zu dieser Veröffentlichung der „Times“ bemerken, daß die ganze Geschichte, in dieser Form wenigstens, äußerst unwahrscheinlich klingt. Unter keinen Umständen kann man, so sehr

an der Seite seines Models vor seinem Glas Bier in der Ecke sah, wird man sich, an die Brust gedrückt, dem Gähnen unweiblich, von Kollegen trennen. Er ist in wenigen Minuten reich und besüßigt geworden; seine erste dankbare Regung ist, das Bier, dessen schöner Körper ihm Liebe und Glück gegeben hat, für immer an sein Leben zu fesseln. Weinend, jubelnd läßt die arme Seele Collage ihrer angebeteten Mäler die Hände; sie wird eine Dame sein, eine Frau von Welt, wie sie es so oft geträumt hat.

Dieser erste Akt verdient alles Lob, das man ihm spenden hat. Er ist in jeder Einzelheit vollendet und gibt zumal die Grundzüge für das Charakterbild der Julie, von der man schon jetzt weiß, daß sie eine Frau von Welt niemals werden kann.

Zur zweiten Akt zeigt sich das mit peinlicher Deutlichkeit. Maxime Bernier ist der Moderner geworden, in dessen Haus an der Monnaie die beste Gesellschaft verkehrt, und der für seine Gäste amerikanischen Parfahngedanken antworten läßt. Alles um ihn herum strahlt von Reichtum und Eleganz; nur die arme Julie macht ungeheure Figur. Bernier schämt sich seiner Frau; er empfindet ihre Unbildung um so tiefer, als er eine andere Frau mit ihr vergleicht, kann die schön, reich, vornehm zugleich ist, und die zu allen diesen Reizen ihm noch den holdsten bietet, daß sie ihn liebt. Die Fürstin v. Chaban hat sich mit ihrem Billionenvermögen den Fürstentum gekauft, mit dem sie lieber als überflüssiges Kindergeld ein alter, emeritierter Offizier verbanden ist. Sie glüht für den jungen Mäler, dessen Mäntelchen sie entfaumt, dessen Künstlichkeit sie entzückt. Erst ist das Herabfallen nur ein heimlicher Blick mit reich geräumten Hüften, mit einem Spiel kühner und lobender Worte, dann, als ein Zufall Julie das Geheimnis entdecken läßt, wird es urplötzlich ernsthaftes Geleben. Diese arme Frau betrügt man nicht. Die Fürstin wird sich von ihnen halten, der Mäler von seinem Modeln scheiden lassen, und dann werden beide einander auch vor der Welt angeben.

Aber der Plan wird zunichte. So leicht der alte Fürst für den Gedanken zu gewinnen ist — er hat für Geld gehandelt, er ist genötigt, sich für Geld auch scheiden zu lassen! — so schwer wird man mit Julie fertig. Sie dringt in das Palais der Chaban, sie verflucht alles, Drohungen, Bitten, Tränen, um sich den geliebten Mann zurückzugewinnen, und hängt verzweifelt vor, dann, als sie merkt, daß alles vergebens ist, verzweifelt sie sich ihr nicht entziehen; er bringt noch immer mit dankbarer Erinnerung an der Gefährtin der vergangenen Kunst, aber lieben kann er sie nicht mehr. Das legt er ihr mit grausamer Offenheit, und er sagt hinzu, daß er trotzdem ihr gegenüber seine Pflicht tun wird, wenn sie ihn nicht frei läßt. Sie sieht die Hand zurück; sie will keinen Zwang. Sie wird ihn durch ihren Tod befreien.

An Herzog Georg von Meiningen.

Von Max Grube.
 Schon ist aufs alte Haus zurück,
 Ein neues Flammend gelübt,
 Mir ist, als ich damit ein Stück
 Von meinem Leben hingehören.
 Hier ist ich ein Stück der Welt,
 Eden jagend, zu des Kampfes Stufen,
 Hier hand ich ein Stück der Welt,
 Bräutigam, der Kaiser's Heil! zu rufen.
 Noch sehr ich den „gehobenen Rat“
 Gehörig, den geistlich-gebenden,
 Noch jenes Antes malten fort.
 Die Strohen wollten niemals enden,
 Noch hör ich sie klar und scharf und voll
 Eindringlich sich die Stimme geben
 Des Mannes, welcher anstandslos
 Der Kunst gewiebt ein Fürstentum.
 Doch nicht verging, was hier geschloß
 Ein lobes, ernstes Kunstministerium.
 Hier wuchs der Wille neue Kraft,
 Und ewig weiter wird sie blühen.
 Von hier — ein Feuer löst sie je —
 Schwang jene freie Lebenskraft,
 Die von der Werra bis zur Spree
 Und westwärts trieb ihre Welle.
 Das noch der Bühnenkunst zum Ruhm
 Nützlich in unsern höchsten Tagen,
 Sein Urgrund bleibt Meiningentum,
 Das edle Saat und Frucht getragen.
 Senft Du, o Herzog, wolle dein Punkt
 Vor Direr Reichthum Verzichtung —
 Geh' es empor, es bleibt unläutet
 Von Ruhmeskranz im Dienst der Dichtung
 Was glühend Du im Reich der Kunst
 Ertrüben, ertrüb, was Du geschloßen,
 Beweist in Rufe nicht um Kunst,
 Rein Feuer kann's von ihnen lassen!
 Und wenn das Haus daniederläßt,
 Es liegt aus ihrem Feuerbrande
 Der Kunst und aller Kunstler Dank,
 Die Du besetzt mit Geisteskräfte!

Pariser Theater.

(Von unserem Korrespondenten.)
 Paris, im März.
 Den jüngsten Pariser Erfolg hat das Theater der Renaissance zu verzeichnen, dessen Direktor und Hauptdarsteller Lucien Guichy ist. Hier wird seit einigen Tagen das neue Werk Henry Batailles gespielt, ein Schauspiel mit dem verlockenden Titel „Die nackte Frau“, über dessen Bedeutung die ganze Presse der Stadt Paris sich so tief und so heftig auseinandergesetzt hat, daß es eine Zeitlang; andere sind entzündet über die Feinheit des Dialogs, über den rührenden Reiz der Handlung, den festen Zug mondäner Sitten-schilderung. Die starke Abgabe Batailles in Ehren: nicht alle diese Lobeshymnen wird die ruhige Betrachtung gelten lassen. Ohne Zweifel steht das Werk über dem Durchschnitt der neuen französischen Dramatik, aber es hat neben starken Vorzügen einen Schwachpunkt. In dem Verhältnis, die Symbolik des Titels deutlich zu machen, der nicht nur ein nacktes Frauenbild bezeichnen soll, sondern auch eine nackte Frauenlebe, hat der Dichter seine ganze Kraft auf die physio-logische Schilderung verwandt und darüber die Handlung vernachlässigt, die trotz ihres modernen Aufputzes von veralteter Sentimentalität ist. Sie zeigt uns die in tausend Variationen schon im Wah und im Leben Wahn bekannte Differenz zwischen dem Künstler, der sein Genus nach oben trägt, und dem Modeln, das seine Aufgabe nicht zu folgen vermag; eine Differenz, die Bataille zu vertiefen sucht, indem er aus diesem Modeln ein lebendes Weib macht, das mit allen Mitteln gegen die schöne Nebenbuhlerin kämpft, deren Herz der Ungetreue gewonnen hat.
 Pierre Bernier hat im Salon das Bild seiner nackten Geliebten aufgestellt; es ist ein Werk von höherer Kraft, das bei den Allen Entzügen erregt, aber die Jugend verleidet. In einem ersten Akt, dessen geschwobene Nebenfiguren keine Wirkung ausüben, sehen wir die Schritte der Künstlerin und Kritiker in dem Restaurant auf der Galerie des Grand Palais verhandelt. In einer halben Stunde wird die Jury über die Modeln entzündet haben; die Möglich-keiten werden erwohnen, die Meinungen ausgetauscht — in einem Mißgeschick Gin und Per, das ungewöhnlich ergötzlich ist. Alle die Gestalten, die in diesem Bild erscheinen, sind Pariser Typen, den Bekannten der Kunstkreise wohl bekannt, sie werden, wie das Leben ist, mit einer witzigen Dreyheit, über die sich das laubige Publikum aus wofem Fertigen amüsiert. Natürlich schilt Bernier die gelobte Modeln; sein Bild wird vom Staat für das Augensburg-Museum angekauft. Der Weibchen, der eben noch